

# Heimatbund TÖGING

## Beiträge zur Heimatgeschichte

JÜRIG REICHENBACH

### Die Sage vom Stein von Töging

- Teil 1 -

Georg Karl von Reichenbach wurde am 13. April 1872 in München geboren. Seine Eltern waren der Malzfabrikant Konstantin von Reichenbach und Anna, geborene Mayer von Mayerfels. Nach dem Tod der Eltern waren der 23-jährige Carl Georg und sein fünf Jahre jüngerer Bruder Konstantin durch Unregelmäßigkeiten des Vermögensverwalters völlig mittellos. Die beiden Schwestern waren bereits verheiratet. 1897 gingen die Brüder nach Garmisch, um ein neues Leben zu beginnen. Sie legten den Adelstitel ab und arbeiteten als: Hausdiener, Brautführer, Unterhalter, Bühnenbildner, Regisseur, Postillion, Holzhändler. Carl Georg besuchte die Münchner Kunstgewerbeschule und die Debschitz-Schule, gründete zuerst in Berchtesgaden und später in Tegernsee eine Werkstatt für freie und angewandte Kunst. Als Künstler nannte er sich Irgl Reichenbach. Er schuf vornehmlich Wohnungseinrichtungen und Entwürfe für die Oberzwieselauer Glashütte. 1914 meldete er sich freiwillig zum Militär, wo er in Frankreich als Krafftfahrer eingesetzt wurde. Nach dem Krieg ging seine Kunstwerkstatt in Konkurs; er verlor auch seine schöne Villa am Tegernsee. Irgl Reichenbach fand Unterkommen beim Bruder Konstantin, zuerst auf einem Bauernhof bei Bad Tölz, dann in dessen Cafe, Weinstube und Pension in Ettal. – 1925 kam Reichenbach als Kutscher, später als Werksbote und Krafftfahrer zum Innwerk in Töging. Hier nannte er sich Jürg Reichenbach; so hatte er sich auch bei der Gemeinde angemeldet. Er fand schnell neue Freunde in Töging, war er doch gerade auf künstlerischem Gebiet sehr aktiv. Aus seiner Zeit in Ettal kannte er den Brauch des Dreikönigssingens, den er in Töging mit Gleichgesinnten 1928 ins Leben rief. Einige Wochen später kam es auf seine Initiative hin zur Gründung einer Theatergruppe. Das sind nur zwei Beispiele seiner künstlerischen Tätigkeit hier in Töging. Aber auch literarisch betätigte er sich, wie die etwa 1931 entstandene „Sage vom Stein von Töging“ zeigt. Angeregt dazu hatte ihn der bei Baggararbeiten 1921 am Unterwasserkanal freigelegte Findling, der seiner seltsamen Form wegen als Erinnerungsmal am Unterwasserkanal mit einer steinernen Ruhebänk bei der vorletzten Brücke aufgestellt wurde. Nach einer größeren Beschädigung 1960 ließ ihn das Innwerk nach der Reparatur 1972 zur Stadterhebung an der Kanalbrücke beim Wasserschloss aufstellen. – Im Jahr 1933 zog Reichenbach in das Altersheim Malseneck bei Kraiburg, ein Jahr darauf wohnte er beim Auerbauern in Nußdorf, wo ihn seine Töginger Freunde oft besuchten. Am 10. Juli 1940 starb Jürg Reichenbach in Nußdorf.

Josef Steinbichler

Zwischen Waldrand und Ufer steht ein schlanker, hoher Stein in natürlicher, unbehauener Form und vor diesem eine Steinbank, Müden zur Rast und Vorübergehenden zu beschaulichem Verweilen. Ein Wanderer setzt sich auf diese Bank. Uneins mit sich, sinnt er über die jüngste Vergangenheit im Vaterhaus nach, das er nach heftigem Wortwechsel mit den Pflegeeltern – seine leiblichen waren seit seiner frühesten Kindheit tot – trotzig verließ. Bei dem Grübeln merkt er es gar nicht, daß indessen die Nacht ihr dunkelblaues Sternensegel über das Land gespannt hat. Die Stille wird nur durch eine kleine Welle, die ein Fisch aufgewirbelt hat, oder durch den Schrei eines träumenden Vogels unterbrochen. Der Wanderer blickt starr zu den Sternen. Ihr Flimmern, der leise Wellenschlag, das Knistern des Waldes und der Eulenkuckuck, das Knistern dämonisch seine Brust, die unter dem nagenden Gewissen schwer leidet. Er würde weitergehen, aber schwer hängt sich die Erde an seine Füße. Raunen im Nachtwind, Lispeln in den Weiden am Wasser; mattes grünes Leuchten dringt aus dem Stein.

Vor langer, langer Zeit, die Menschen denken es kaum, breitete da, wo heute der Inn sich den Alpen entringt, ein großer See seine Wasser über flaches Land hinüber zum Simsee. Seine Wasser schlugen an die Höhen des Mangfalltales und leckten an den fernen Nordufern, und da, wo heute der Inn die Schleife um Wasserburg zieht, verließ er den See. Das ganze Land im ganzen Umkreis war mit dichtem Urwald bestanden und bot zahlreichem Getier unbegrenzten Lebensunterhalt. Da brüllten Ur und Wisent in den Abend, nistete die heute längst verschwundene Vogelechse, streiften Wildschweine um

knorrige Eichen. Luchs und Wolf schlichen durch hohes Gras, Elch und Hirsch verfolgend. An Bären fehlte es auch nicht, und das Mammut streifte in großen Herden durch weite Reviere. Biber und Fischottern in den Uferhöhlen, die zahlreichen Reiher- und Storchenschwärme, Enten und Schwäne auf dem Wasser waren Zeugen reichsten Fischbestandes. In diesem gesegneten Lande fand auch der Mensch eine Heimat. Grenzenlose Jagdgründe boten ihm reichlich Nahrung und Kleidung.

Am Fuße des Wendelsteins hatte sich ein Menschenstamm niedergelassen, der alle Vorzüge hatte, was Körperkraft und Schönheit als Charaktereigenschaften betrifft.

Seit Jahrhunderten lebten diese harmlosen Menschen dort, und der stärkste und schönste Mann war ihr Führer, den sie Man nannten. Ein stattlicher Hüne, dem die blonden Bartlocken auf die sonnengebräunte Brust wallten, während das dichte Haupthaar um Schultern und Rücken spielte. Aja, sein Weib, konnte ihre Freude daran haben; denn er war der gewandteste Jäger und Fischer und wußte, wie kein zweiter, die Steine zu finden, aus denen Waffen und Werkzeuge am besten zu schlagen waren. Seine Speere und Pfeile gingen weiter und trafen sicherer als die seiner Stammesbrüder. Unter diesen herrschte friedliches Einvernehmen. Das eheliche Zusammenleben der Paare wurde heilig gehalten; Unzucht, Unmäßigkeit, Neid, Haß waren unbekannt. An Nahrungsmangel war nicht zu denken, und so rollten die

Tage dahin, wie wir sie uns im Paradiese vorstellen. War ein Führer oder Man zu alt geworden, übertrug er das Amt dem Nächstgewählten und ging unter die Priester, die die Alten hießen, und die den Verkehr des Stammes mit dem großen Geiste, den sie als Schöp-



„Der Stein von Töging“ am Unterwasserkanal; seit 1972 steht der fast vier Meter hohe Findling an der Kanalbrücke beim Wasserschloss.

Foto: Jürg Reichenbach 1928.

fer, Spender und Erhalter heilig wußten, unterhielten. Diese Alten waren in Krankheitsfällen oder bei Verletzungen auch Heilmänner.

Aja hatte die Höhle stets sehr schön gehalten. Den Fußboden an den Steinwänden entlang belegte sie mit weißen Muscheln und der junge Sohn Hegi ihrer Schwester Nane hatte die Wände mit eingeritzten Zeichnungen, meist Bildern aus dem Tierleben, geschmückt. Seine Hirsche und Gemen, seine Enten waren der Natur gut abgelauscht, und er hatte große Freude am Ausschmücken der vielen Höhlen des Stammes. Hegi war überall gern gesehen. Während er Knochen und Hörner seiner Fantasie unterwarf, daraus er dann die reizendsten Gegenstände formte, unterhielt er die Zuschauer mit allerhand lustigen Bemerkungen und Erzählungen. Auf diese Weise gewöhnte man sich an geselliges Zusammenkommen, woran allerdings meist nur die Frauen und Kinder, vielleicht auch Priester oder Heilmänner teilnahmen. Die Männer oblagen der Jagd und dem Fischfang, wozu die reiferen Jahrgänge Pfeile, Speere, Seile und Netze fertigten. Hegi wurde älter und wurde unter die Männer aufgenommen, wodurch ihm andere Tätigkeit zustand. Er zog jetzt hinaus auf das große Wasser, lernte Flöße bauen, Enten schießen, Fische stechen; aber in den geselligen Treffen konnte man ihn lange nicht vergessen.

Nun erst kam es Aja zum Bewußtsein, wie leer die Höhle war, da sie selbst noch kein Kind hatte. Auch Man empfand es, und so holten sie eines Tages einen Alten zu Rate. Der sollte den großen Geist freundlich stimmen, daß er ihnen einen Sohn schenke. Der Priester warnte zwar vor solchem Vermessen, aber die Sehnsucht wollte aus Mans und Ajas Herzen nicht weichen. Der Alte wies auf die großen Jagderfolge Mans hin, erinnerte an die seltenen Tierfreundschaften, die der Führer mit Zutun des großen Geistes unterhalten konnte. War es nicht wunderbar, wie ein Hirsch alljährlich sein Geweih vor Mans Höhle abwarf, wie ein großes Mammut an den Jagdzügen teilnahm, dabei wegbahnend voranschritt, ja, zuweilen Man sogar auf den Rücken nahm. Das Mammut hatte ihm auch einmal das Leben gerettet, damals, als ein Ur den waffenlos ge-

wordenen Man angreifen wollte. Diese und viele andere Vorstellungen und Erinnerungen des Alten vermochten Mans und Ajas Verlangen nicht zu stillen. Beide klagten des öfteren Nane und deren Mann Ene ihr Leid, und diese gingen zu Odo, dem obersten Priester. Der sah aber im Züngeln der Flammen, im Funkenflug, selbst im Sternenlauf kein Glück bei einem Nachwuchs bei Man und Aja.

Aja, dieses stattliche, ebenmäßig gebaute, schöne Weib härmte sich zusehends ab. Die Goldflut ihrer bis zu den Knien reichenden Haare, die enzianblauen Augen, die schmalen Brauenlinien, die makellosen Zähne konnten den Schatten, der über den Augen lag, nicht übersehen lassen. Die Sorge hatte diesem edlen Gesicht den grauen Schleier aufgedrückt.

Es fiel auf, daß Aja, die sich sonst gern schmückte, die Neigung dazu verloren hatte, ja, selbst eine Kette, die ihr Hegi einmal kunstvoll aus Beryllkristallen, Luchszähnen und Wieselschwänzen fertigte, diese Kette, die man so oft um ihren Hals gehängt sah, blieb auch bei den anderen Kostbarkeiten in der heimischen Höhle. Nur der Ring, aus einem Stück Amethyst gemacht, den sie von Man bekam am Tage, da er sie zum Weib erkor, dieser Ring zierte noch ihren Zeigefinger. Die Liebe und Achtung zu Man aber ließen es nicht zu, daß sie ihre Fürsorglichkeit um sein Wohl im geringsten erlahmen ließ. Er, der Gatte und Herr wußte das sehr zu schätzen und dankte diesen Opferwillen mit allerhand Aufmerksamkeiten. Einmal brachte er ihr einen prächtigen Pirol, den sie zähmen durfte, oder einen leicht verletzten Eisvogel, dem sie die beste Pflege angedeihen ließ. Ein anderes Mal überraschte er sie mit frühen Brombeeren. So lebten sie dahin wie Turteltauben – sich ganz und gar verstehend.

Die Schneeschmelze im Hochgebirge ließ den See anschwellen und über die Ufer treten. Da sah man Reisig und Stämme, auch Tiere auf den Fluten treiben. Zu solch einer Zeit, es war um die Sommersonnwende, stand Man am Ufer, an seinem Floß zu flicken. Da glaubte er eine Kinderstimme zu hören.

**Teil 2 lesen Sie in der August-Ausgabe**